

Acht-Uhr-Abendblatt, 82. Jhg., Berlin, Nr. 8, 10. Januar 1929

## **Als Bergarbeiter unter Bergarbeitern.**

**Studien eines Dichtersohns.**

**Von Golo Mann.**

Golo Mann, der zweite Sohn von Thomas Mann, der jüngere Bruder von Klaus Mann, hat einige Monate als Bergarbeiter in der Niederlausitz gearbeitet und schildert in einer Reihe von Aufsätzen seine Erlebnisse für das „8 Uhr-Abendblatt“.

Daß die Eindrücke keine sehr erfreulichen sind, die man von dem Aufenthalt in einem kleinen Bergarbeiternest und dem Zusammenleben mit Bergleuten mit nach Haus nimmt, ist, so wie die Dinge liegen, selbstverständlich und nicht anders möglich. Wir wissen, daß es den Bergarbeitern größtenteils schlecht, kaum menschenwürdig geht. Ich fürchte, wir wissen auch woran es liegt, daß es Ihnen heute noch nicht besser geht. Trotzdem machen wir uns in manchen Dingen ein falsches Bild. Wenn der große Zusammenbruch oder das noch schlimmere langsame Verfaulen dessen, was uns heute noch wertvoll ist, vermieden werden soll, so müßten u. a. wir Studenten, auch soweit wir nicht wirtschaftlich oder durch unser Studium dazu gezwungen sind, uns ganz anders als bisher um die kümmern, die uns heute unser gutes Gewissen rauben und nur in einer Art von ständigem Betäubungszustand die Schönheiten des Lebens genießen lassen: wir müssen sie kennen. Ihre Befreiung, im guten Sinn des Wortes, kann, trotz Marx, nicht das Werk der Arbeiterklasse allein sein.

Kürzlich war ich in einem kleinen Braunkohlentagebau in der Niederlausitz, einer traurig sandigen Gegend mit vielen Fabriken und etwas Kiefernwald. Auf dem Bau, von den Arbeitern im Winter „Sibirien“ im Sommer „Sahara“ genannt, waren vielleicht 40 Mann, ein buntes Gemisch von Leuten aus der Gegend, die noch etwas Landwirtschaft besaßen, am Boden hingen, und von weit Hergekommenen aus Berlin, aus der Tschechei, die nie zu lange am selben Ort blieben. Wäre ich dazu verdammt, mein Leben lang Kohle zu hacken oder Schienen zu tragen, so würde ich einen Bourgeoisjüngling hassen, der willens wäre, einmal auf ein paar Monate mein Schicksal zu teilen, um dann desto vergnügter in die Regionen des Wohllebens zurückzukehren, und ich würde ihm diesen Haß auch zu erkennen geben. Gegen mein Erwarten habe ich aber von Haß wenig gespürt, obwohl meine Kollegen bald über mich mehr wußten als ich selbst; denn wer kein Arbeiter und kein Handwerker, nicht einmal ein Angestellter, Handelsreisender oder Krämer ist, dazu keinen Dialekt spricht, der ist für sie, mit Ausnahme der wenigen, die mehr Erfahrung haben, reich und sie machen zwischen Leuten dieses Ansehens und denen, deren Reichtum sie wirklich kennen, bis hinaus zu dem Großaktionär, für den sie und ihre Kollegen in Schlesien und der Tschechei, in Mitteldeutschland und am Rhein, arbeiten müssen, keine großen Unterschiede mehr.

Sie waren also freundlich, manchmal etwas höhnisch etwas mißtrauisch, als ich zum erstenmal unter ihnen war, an einem langen Geleise, das, mit eisernen Stangen gestemmt, an den Kohlenfelsen herangebracht werden sollte. Sie arbeiten in zwei Kolonnen zu zwölf Mann; die eine ist aristokratisch, fast regierungsparteilich, mehrere Stahlhelmmitglieder, ein zukünftiger Aufseher; sie wird vom Schachtmeister kommandiert, einem untersetzten Menschen mit kleinem Köpfchen und großem Schnurrbart, dem bestgehaßten Mann der Grube, wie ich später erfuhr; der Elende, der früher selbst Arbeiter gewesen ist und seine Karriere in erster Linie dem glücklichen Umstand verdankt, im Krieg Feldwebel gewesen zu sein, behandelt seine Untergebenen wie schlechte Rekruten, plagt und demütigt sie, wo er kann; sein Geschrei, seine ständigen Befehle und Gegenbefehle machen sie nervös und verdrossen, jeder Wider-

spruch malt sich in seinem geblähten, erregbaren Spatzengehirn als *crimen laesae majestatis* und muß entsprechend geahndet werden. Es ist schändlich, ältere, im Beruf stehende Männer wie Volksschüler zu traktieren. Männer, die sehr wohl wissen, was anständige Behandlung ist, und die unter schlechter leiden müssen; ein kluger und anständiger Schachtmeister könnte ebenso nützlich sein, wie ein närrischer und unverschämter schädlich ist. „Aber,“ sagt melancholisch ein alter Kollege, „wenn Arbeiter was Höheres werden, die sind immer die Allerschlimmsten.“ Das trifft nicht durchaus, aber doch oft zu.

Es ist ein glühender Julitag; die schwarze Kohle, der gelbe Sand flimmern in der Sonne, gegen den blauen Himmel; die Eisen sind heiß; Schweiß läuft in Rinnen über das Gesicht, die Arme, die offene Brust. Vom Pathos der Arbeit sollte man lieber nicht reden. Die andere Gruppe ist rebellisch und plebejisch; hier dominiert ein Alter mit grauem Stoppelbart und haßverzerrtem Mund, von dem man munkelt, er habe bessere Zeiten gesehen; er flucht und höhnt, man hört ihm zu, obwohl man ihn verachtet; bald wird die Stimmung kochend, dem Kommandierenden, einem durchaus unschuldigem und keineswegs avancierten alten Bergmann, werden protestierende Fragen über die allgemeine Lage der Arbeiterschaft zugebrüllt. „Nur eins wünsch ich, daß die da oben hier arbeiten müßten!“ „Na mit denen is es noch nicht aller Tage Abend!“ „Wozu haben wir unsere Preßkommissionen?“ „Hier könnte man krepieren.“

Der Schachtmeister schreit mit heiserer, bellender Stimme: „Hor-rau!“ Zum wievielten Mal? Alle Stunden geht ein gütiger alter Sachse mit einem Eimer Kaffee vorüber, ohne den man versagen würde, wie ein Automobil, das keinen Betriebsstoff mehr hat. Neben mir arbeitet ein alter Kollege, ehemaliger Matrose und offenbar der Klügste unter der Gesellschaft; ich höre ihn aus vollster Brust stöhnen: „Ach, wann wird die Qual mal aufhören?“ Er ist Kommunist, eigentlich der einzige, der eine klare Ueberzeugung hat, aus ihr keinen Hehl macht und sie anderen mitzuteilen sucht. Ich sprach später oft mit ihm. Natürlich wird viel politisiert, während der Arbeit und beim Frühstück, das von ½10 bis 10 Uhr in einer kleinen dumpfen Baracke stattfindet. Da ist er der Einzige, der weiß, was er will. Er deckt Verrätereien der Sozialdemokraten auf, preist Sowjetrußland, seine Partei; warum sie sich nicht mal zusammentäten, es den Schlotbaronen bewiesen? Man hört ihm zu und lacht ihn aus, er solle doch anfangen. Die Russen hätten das gekonnt, die seien gescheiter, aber die Deutschen seien zu dumm und uneinig. An einer Ecke tönt: „Die Menschheit ist noch nicht reif.“ Ein alter Schwadronneur fängt an, von der Fremdenlegion zu erzählen, die so gierig auf junge Leute sei. Alle hören ihm andächtig zu, indem sie Kaffee aus hellblauen Kannen trinken, nur der Kommunist zuckt trostlos die Schultern.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Acht-Uhr-Abendblatt, 82. Jhg., Berlin, Nr. 12, Berlin, 15. Januar 1929

## **Als Bergarbeiter unter Bergarbeitern.**

### **II. Studien eines Dichtersohns.**

**Von Golo Mann.**

Von 10 bis 4 Uhr wird ohne Pause gearbeitet, im Handbetrieb und am Bagger, wo die vorbeifahrenden Wagen mit Kohle gefüllt werden – keine anstrengende Arbeit, aber tödlich langweilig; wie lang kann dort eine Stunde sein! Es dauert etwa 2½ Stunden, bis die Wagen, die auf unterirdischen Wegen in die Fabrik gehen, um dort geleert zu werden, wieder vorbeikommen; einige tragen Inschriften mit Kreide, wie: „Hugo, etwas mehr Kohle kannst du reinschütten, Dreck“; oder: „Morgen wieder!“ Nach der Wiederkehr dieser Wagen, oder auch dem Hunger, den man hat, kann man die Zeit berechnen. Mein Nachbar, ein nervöser, jähzorniger, weinerlicher Mann, den die anderen verhöhnen, klagt mir oft sein Leid; er hat fünf Kinder und 29 Mark in der Woche: „Wie soll man da auskommen? Um die Hälfte müßt` ich mehr haben, man könnte sich`s so schön machen!“ Einmal ist er in der Sächsischen Schweiz gewesen: „Ach, da sind Wasserfälle, da ist es kühl!“ – „Sicher könnten Sie etwas mehr brauchen.“ – „So gut leben will ich ja gar nicht, nur nicht wie das Vieh, das steht uns doch zu, bei dem, was wir arbeiten. Habe ich nicht recht?“ Was soll ich ihm antworten? „Natürlich haben Sie recht. Aber die Sache ist nicht so einfach.“ (Daß die Sache nur nicht so einfach ist: Das ist unser aller Trost.) Ein paar Tage darauf ist der Arme tot, plötzlich gestorben, man weiß nicht recht, woran; der Arzt habe ihm schlechte Medizin gegeben, meint man beim Frühstück.

Etwas später verunglückt jemand beim Tiefbau; er ist an die elektrische Leitung gekommen und tot; vier Mann tragen ihn auf einer Bahre den in der Sonne flimmernden Sandberg hinauf, wozu die unten Zuschauenden allerlei Trauriges bemerken. Schlagworte, aber wirklich gefühlte: „Das ist so Proletarierlos“. „Für ihn ist es ja gut, daß er weg ist. Was haben wir hier? Nur Arbeit und Not.“ – Dann wird wieder etwas auf die Unternehmer geschimpft, werden wieder Räubergeschichten erzählt. Es ist ihnen mit ihren Klagen sehr ernst, mit ihrer Hoffnung, mit ihrem Willen sehr unernst. Die Mehrzahl wählt sozialdemokratisch, aus Beharrlichkeit, weil es von lange her so Sitte ist, und sie von den Parteien, die ja alle bestrebt sind, sie zu erlösen, doch eine auswählen müssen. Daß sie zu ihren Führern in Berlin viel Vertrauen haben, glaube ich nicht, wofür die Gründe mehr im Materiellen als im Geistigen liegen. Gesetzt den unglaublichen Fall, ihre Abgeordneten sagten sich öffentlich von Karl Marx los, so würden sie ihnen das verzeihen; daß sie aber in Autos fahren, das verzeihen ihnen die Arbeiter nicht. Es sorgt eben doch nur jeder für seine Tasche. Was unter ihnen vorherrscht, ist eine dumpfe, ziellose Unzufriedenheit, politisch planloses Verhalten, oft schwankende Indifferenz und Ahnungslosigkeit, mitunter eine merkwürdig verbissene Hoffnung, daß der Tag kommen wird, „an dem man sich nicht mehr so zu schinden braucht“. So ist es bemerkenswert, daß sie manchmal eine vollendete Woche mit Genugtuung registrieren: „Wieder eine Woche vorüber!“, obwohl es doch eigentlich außer dem Tod nichts gibt, dem sie dadurch näher wären. Auf das Ende der Schicht wartet man als auf die Erlösung von etwas Schlechtem, nicht als auf etwas Gutes; gut wäre der Sonntag, wenn nicht der Montag schon wieder hinter ihm drohte. Viele sind im „Stahlhelm“, einer Verbindung, die die Werksleitung protegiert, gelegentlich mit Bier unterstützt, um so, nicht ungeschickt, die Arbeiterschaft in sich uneins zu machen, was ihr jedoch nur teilweise gelingt; die Stahlhelmlaute nehmen die Vorteile, die ihnen ihre Mitgliedschaft bringt, gern hin, unterscheiden sich aber sonst in ihrer Gesinnung und in ihren Reden nicht viel von ihren sozialistischen Kollegen. Es gibt Ausnahmen, Arbeiter, die deutschnational wählen, den Zehnstundentag preisen, die Leitung in allen Dingen verteidigen, wobei wohl mitspielt, daß sie Aufseher werden wollen. Man könnte solche Haltung charakter-

los nennen, ich finde sie verständlich. Wem keine Partei, kein Redner, keine Zeitung, kein Pfarrer, kein Lehrer, kein Arbeitsgenosse eine Hoffnung, einen Weg zur Freiheit zeigen, wie soll der nicht seinen politischen Standpunkt opfern, um damit vielleicht seine Lage etwas zu verbessern, da ihn doch die Politik im Stich gelassen zu haben scheint, und ihr alle, die sein Schicksal teilen, so verwirrt, traurig und skeptisch gegenüberstehen? Es ist unnötig, in diesem Zusammenhang zu schildern, wie die Panzerkreuzeraffäre auf sie gewirkt hat.

Das sozialistische Blatt, das die Gegend beherrscht, ist unerfreulich, nicht, weil es protestiert und schmäht, sondern weil es sich mit Suchen nach einem Weg zur Besserung wenig abgibt. Ebenso steht es mit den politischen Führern des Dorfes, die in den Versammlungen das große Wort führen, allerlei Schaden anrichten und intrigieren, aber wenig nützen; ich kannte einen Aufseher, einen sehr gescheiterten und guten, alten Sozialdemokraten, der lange Zeit der Führer der Arbeiter in der ganzen Gegend war, jetzt aber von der Politik sich immer mehr zurückzieht: er komme gegen die Schreier, die gegen alles hetzten, dabei aber nicht wüßten, was sie wollten, nicht mehr auf. Selbst den Gemeinderat will er quittieren, dies allerdings, weil in ihm auch der Direktor sitzt: „Natürlich sind wir immer anderer Meinung; da könnte ich eines Tages ums Brot kommen.“

Wer also in diesem vielleicht traurigsten Industriegebiet Deutschlands reges, aufgeklärtes, politisches Leben, Einheitsfront zu sehen erwartet, der muß von dem, was wirklich ist, enttäuscht sein. Junge Proletarier mit blitzenden Augen, bereit, morgen das kommunistische Manifest zu verwirklichen, habe ich nicht wahrgenommen. Ich sehe auch gar nicht, woher sie kommen sollten; ihre Kraft wird gebrochen, bevor sie sich entfalten kann durch ihre Eltern – nur der Staat könne hier retten, indem er die Erziehung der Kinder übernimmt, meinen die Lehrer –, durch die Zimmer, in denen sie wohnen, manchmal zu sechs, zu sieben, und in denen geliebt, geboren, geschlafen und gestorben wird, dann durch 9½ Stunden Bergarbeit täglich, endlich, wenn sie Familienväter sind, durch 120 Mark monatlich. Von diesen Faktoren sind die 9½ Stunden die schwerstwiegenden; mit den notwendigen Arbeitspausen sind es 10½, mit den Wegen zum Berg, hin und zurück, im Winter morgens, abends durch eisige Nacht, sind es zwölf. Sich nach zwölf Stunden noch geistig intensiv zu beschäftigen, verlangt einen so starken Drang nach oben, eine so ungeheure Energie, wie sie von hundert Studenten vielleicht einer aufbrächte. Haben wir das Recht, von jungen Arbeitern mehr zu verlangen? Hier und in vielen anderen Fragen liegen die Dinge in den großen Städten, in Berlin, im Ruhrgebiet, natürlich anders, wo allerlei soziale Bildungsinstitute benutzt werden können, wo vor allem in den meisten Betrieben nur acht Stunden gearbeitet wird. Das macht sehr viel aus, wogegen ein schlechtes Argument ist, daß die Arbeiter in der Lausitz den Achtstundentag nicht gut ausgenutzt zu haben scheinen, als sie ihn hatten. Der Gründe hierfür sind viele und neben den niedrigen Löhnen, die viele zwangen, außerhalb der Schicht noch für sich zu arbeiten oder Ueberstunden zu machen, ist der wichtigste der, daß sie nie gelernt haben, mit freier Zeit umzugehen, die sie die längste Zeit ihres Lebens nicht hatten; daß aber richtig lesen, sich geistig beschäftigen gelernt sein muß, wie man es uns mit vieler Mühe in langen freien Jahren beigebracht hat. Ihnen jedoch hat die Anleitung gefehlt, die, wie ich glaube, nur der Staat zu geben vermag, und die viele von ihnen so sehr ersehnen, wie manche von uns sich gegen sie gesträubt hat. Hätten sie eine solche, dann würden sie auch auf die törichten und einseitigen kommunistischen Aufklärungsschriften und Marx-Extrakte verzichten, mit denen man heute gelegentlich ihrer Bildung einen schlechten Dienst erweist. Wenn sie einmal aus der dürftigen Leihbibliothek etwas entleihen, so ist ihr Geschmack der von Untertertianern: Abenteuer, Reisen, technische Phantasien. Auf jeden Fall: nach jenen zwölf Stunden kann man weder Lenau noch Goethe mehr lesen; es würden einem dabei die Augen zufallen. Vielmehr: man ißt (Kartoffeln mit Hering, Mohrrüben mit Bohnen, selten Fleisch), liest die Zeitung und geht schlafen, wenn man nicht noch auf dem Feld arbeiten muß.

Zu dem wenigen Erfreulichen, das ich gesehen habe, gehört der Umstand, daß viele von den Arbeitern noch Landwirtschaft haben, Obst, Korn, Kartoffeln, Geflügel, selbst ein oder zwei Schweine. Diese Bestrebungen werden von den Werksleitungen unterstützt, die Vereine gründen, Preise aussetzen. Und hiermit hängt eine Tendenz zusammen – die einzige, die man vielleicht als eine allgemein proletarische bezeichnen kann: die bürgerliche. Solange es diesen Begriff im heutigen Sinne überhaupt geben wird, muß und wird immer kleinbürgerliche Behäbigkeit das Ideal des weitaus größten Teils der deutschen Arbeiter sein, wohl gemerkt der Arbeiter, auch derer, deren feld-, wald- und wiesenlyrische Gedichte man manchmal im „Vorwärts“ liest, nicht allerdings der Snobs, roten Hymnensänger, Maschinenanbeter und Pseudoarbeiterdichter, auch wenn sie der Theorie zuliebe gelegentlich, wirklich proletarisch leben. Ihre Wohnungen sind – selbst in einem kleinen Dorf, wo ein paar Baracken mehr abhelfen könnten – klein und oft furchtbar überfüllt; trotzdem wird für Möbel gespart. Ich habe eine gute Stube gesehen, wie kein Rentner sie vorbildlicher besitzen könnte. Ueber dem Plüschsofa die Photographie eines sehr stattlichen Ahnen, stark retouchiert, wie ich später erfuhr. Es ist ein Gelderwerb, von Dorf zu Dorf zu ziehen und väterliche Photographien zu verschönern. Bürgerlich zu sein, ist der Wunsch ihrer Frauen, auch derer, die in den Fabriken arbeiten oder Sand schaufeln, wenn sie Sonnabends in ihren feinsten Kleidern im Festsaal des Gasthauses sitzen und auf Tänzer warten; bürgerlich ist auch die Abneigung, ja Verachtung der Männer gegen arbeitende Frauen – „die Weiber gehören ins Haus, an den Herd“ –, bürgerlich ist ihre strenge Auffassung der Ehe. Bürgerlich sind ihre Festlichkeiten, deren jeden Sonntag eine oder mehrere stattfinden. Schwimm-, Turn-, Schützen- und Kinderfeste mit Musik, Bier, Fahnen und Speiseeis, Gehröcken, Fackelzügen, Paraden. Im schlimmsten Sinn bürgerlich war selbst der Werbeabend, den die sozialistische Arbeiterjugend einmal veranstaltete. Da gab es eine Aufführung mit bengalischer Beleuchtung, hergeleiteten Gemeinplätzen, Gedichten gegen die Bourgeoisie, die im Vergleich zu den 1870 gegen die Franzosen gedichteten keinerlei Fortschritt bedeuteten, jedoch des Inhalts: die bürgerliche Kultur sei tot und müsse begraben sein: „Das Neue steigt schon aus den Fluten!“

Es hat den Anschein, als hätten wir das Neue, die proletarische Kultur, in der Lausitz nicht zu befürchten. Es hat auch den Anschein, als hätten wir das Notwendige, den schnellen Aufstieg der Arbeiter zu menschlich-würdigem Dasein von dort heute nicht zu erhoffen. Zu fest sind sie an ihre Not gebunden, zu verworren und unaufgeklärt; und zu mannigfaltig und unübersehbar ist ihr Wollen, so unübersehbar wie daher auch die große Partei ist, deren Anhänger-schaft sie bilden, und auf der ihre Hoffnung immer und immer wieder beruhen muß.